

Aber man bleibt doch einigermaßen ratlos bei dem Hinweis, die Konkretisierung der Sozialpflichtigkeit des Eigentums habe zu berücksichtigen, daß diese keinen Vorrang vor dem staatlichen Schutz erhalten dürfe. Abgesehen davon, daß in einer Wettbewerbsgesellschaft die Sozialpflichtigkeit des Eigentums nie genug betont werden kann,

müßte das eigentlich auch mit dem urkatholischen Grundsatz kollidieren, daß die Güter der Erde zunächst für alle da sind. Die formale *rechtliche* Gleichrangigkeit von Eigentumsschutz und Sozialpflichtigkeit des Eigentums braucht dadurch ja noch nicht in Frage gestellt zu werden.

David Seeber

Interview

Exegese: ihre Rolle in Theologie und Kirche

Ein Gespräch mit Prof. Rudolf Schnackenburg

Am Gestaltwandel der katholischen Theologie in den letzten Jahrzehnten hatte die neutestamentliche Exegese einen maßgeblichen Anteil. Welche Funktion hat heute die historisch-kritische Erforschung der Schrift in Theologie und Kirche, wo steht die Exegese gegenwärtig in ihrer kritischen Selbstreflexion? Über diese Fragen sprachen wir mit einem der führenden katholischen Neutestamentler in Deutschland, Prof. Rudolf Schnackenburg. Er ist Ordinarius für Neues Testament an der Theologischen Fakultät der Universität Würzburg. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Schnackenburg, im Augenblick sorgen die Exegeten nicht gerade für Schlagzeilen. Rührt das daher, daß die Exegese ihre Position in Theologie und Kirche gefunden hat, oder hat sich das Interesse verschoben, ohne daß Grundfragen schon genügend aufgearbeitet worden wären?

Schnackenburg: Die Exegese steht zur Zeit in einer wenig spektakulären, aber dafür um so wichtigeren Selbstreflexion über ihre Methoden, über die Grundfragen der Hermeneutik und auch über ihre Funktion im Ganzen der Theologie. Mir scheint, daß sie noch nicht völlig zu sich und ihrer Aufgabe gefunden hat.

HK: Ist diese Selbstreflexion nicht auch deshalb notwendig geworden, weil sich der Durchbruch der modernen Exegese in der katholischen Theologie doch relativ rasch vollzogen hat und dabei nicht immer genügend über die Funktion der neu eingeführten und dann selbstverständlich praktizierten Methoden für das Ganze der Theologie nachgedacht worden ist?

Schnackenburg: Wir hatten immerhin schon in den fünfziger Jahren recht lebhaftige Gespräche zwischen Dogmatikern und Exegeten. Damals wurde in einem ersten Anlauf der Versuch unternommen, Spannungen abzutragen und Wege der fruchtbaren Zusammenarbeit zu finden. Das Zweite Vatikanum hat dann die Ausgangslage für diesen

Dialog erheblich verändert. Durch die Öffnung der Kirche für die Bibel und den exegetischen Zugang zu ihr erfuhr unsere Disziplin zunächst einen mächtigen Auftrieb. Dazu kam auch das immer stärkere Zusammenwirken von evangelischer und katholischer Exegese. Durch die größere Freiheit, die das Zweite Vatikanum gab, konnten die Exegeten zunehmend auch heiße Eisen anpacken und fordern damit natürlich die systematische Theologie bzw. Dogmatik aufs neue heraus.

„Wir befinden uns in einem intensiven Reflexionsprozeß“

HK: Hat sich die Dogmatik genügend auf die exegetischen Ergebnisse und deren Konsequenzen hin geöffnet, oder sind hier noch Defizite zu beklagen?

Schnackenburg: Mir scheint, daß für die Dogmatiker heute die Öffnung zu den Methoden und Ergebnissen der Exegese weitgehend zur Selbstverständlichkeit geworden ist, daß sie sogar selbst ein Stück weit zu Exegeten werden. Nehmen Sie nur als Beispiel die beiden großen Werke von Edward Schillebeeckx, der ja früher ein ausgesprochen spekulativ orientierter Systematiker war, sich aber inzwischen über Jahre hinweg intensiv mit komplizierten exegetischen Fragestellungen befaßt und sie in seine Christologie in vollem Umfang eingebracht hat. Das ist voll anzuerkennen, auch wenn die exegetische Arbeit in einem vielleicht problematischen hermeneutischen Horizont geschieht. Gerade dabei wird ja auch deutlich, daß das Gespräch weitergehen muß. Man darf in diesem Zusammenhang aus jüngster Zeit das erste diesjährige Heft der Theologischen Quartalschrift nennen, wo Theologen verschiedener Disziplinen bei aller Würdigung der unerläßlichen Bedeutung der Exegese für die Theologie durchaus kontrovers über Implikationen und Konsequenzen diskutieren.

HK: In dem genannten Heft hat Ihr Kollege Josef Blank die Exegese als „theologische Basiswissenschaft“ bezeichnet...

Schnackenburg: Der Ausdruck „Basiswissenschaft“ ist wohl nicht ganz glücklich gewählt, weil er in seinem Anspruch leicht mißverstanden werden kann. Die Exegese hat es zwar mit den Ursprüngen von Glaube und Theologie zu tun, sie verfügt damit aber noch nicht über die ganze Theologie. Wir Exegeten haben die historischen Ursprünge des Christentums zu bedenken und die ältesten und wichtigsten Urkunden auszulegen. Daraus können wir aber keine überzogenen Ansprüche für das theologische Gespräch ableiten, vielmehr befinden wir uns ja selber in einem intensiven Reflexionsprozeß über Möglichkeiten und Grenzen unserer historisch-kritischen Methode.

HK: Wir sprechen selbstverständlich von der historisch-kritischen Methode. Ist das nicht auch eine gewisse Vereinfachung angesichts der methodischen Komplexität gegenwärtiger Exegese?

Schnackenburg: Gewiß verbirgt sich unter der Kurzformel „historisch-kritische Methode“ heute ein ganzes Bündel von Methoden. Dennoch bringt diese vereinfachende Kurzformel zum Ausdruck, daß alle methodischen Einzelschritte den einen Hauptsinn haben, das historisch feststellbare und philologisch eruierbare herauszustellen, also den Sinn, den die biblischen Autoren zu ihrer Zeit mit ihren Aussagen verbanden. Schließlich macht uns die Bezeichnung „historisch-kritische Methode“ auch auf das Erbe der Vergangenheit, der letzten beiden Jahrhunderte aufmerksam, das wir nicht einfachhin abschütteln können, obwohl wir viele Unzulänglichkeiten und Vorurteile heute klarer sehen. Wir hängen nicht mehr dem Ideal einer anscheinend voraussetzungslosen historisch-philologischen Arbeit an. Gerade auch evangelische Exegeten haben in den letzten Jahren an problematischen Implikationen und Konsequenzen der in den letzten Jahrhunderten entstandenen exegetischen Methoden deutliche Kritik geübt. Ich denke hier beispielsweise an die Arbeiten von Peter Stuhlmacher, vor allem an sein neues Werk „Verstehen des Neuen Testaments“, das die hermeneutische Problematik in einem umfassenden historischen Rückblick aufgreift.

HK: Solche kritische exegetische Selbstreflexion trifft sich dann ja mit weniger präzise begründeten Bedenken bei einfachen Gläubigen...

Schnackenburg: Sicher wurzelt hier ein Unbehagen, das über den engeren Kreis der Theologen hinaus in der Öffentlichkeit und im kirchlichen Leben verbreitet ist. Man stellt die Frage, wie es denn eigentlich möglich sei, daß die Exegeten zu so unterschiedlichen, ja widersprüchlichen Ergebnissen kommen, obwohl sie über eine wissenschaftlich zuverlässige und bewährte Methode verfügen.

HK: Das Unbehagen, von dem Sie sprachen, besteht doch wohl gleichermaßen gegenüber evangelischen wie katholischen Exegeten...

Schnackenburg: Das kann wohl auch nicht anders sein, da sich die konkrete Arbeitsweise der katholischen Exegeten kaum von der unserer evangelischen Kollegen unterscheidet. Damit sind auch die Schwierigkeiten weitgehend dieselben. Dennoch gibt es konfessionsspezifische Vorverständnisse, die wir heute unbefangener zur Kenntnis nehmen und in die hermeneutischen Überlegungen einbeziehen können. Ich möchte das an der im ökumenischen Gespräch immer noch strittigen Ämterfrage klarzumachen versuchen: Während die katholische Theologie an der Legitimität einer Entwicklung der Ämterstruktur vom Neuen Testament bis in die alte Kirche hinein festhält, fordert man auf evangelischer Seite mit dem Sola-scriptura-Prinzip im Hintergrund eine größere Offenheit für die Variabilität der Ämterstruktur. Das wird teilweise auch von katholischer Seite übernommen. Gerade an dieser Frage wird deutlich, wie auch in die exegetische Arbeit teilweise uneingestandene Vorverständnisse einfließen...

„Exegetische Ergebnisse werden manchmal vorschnell beiseite geschoben“

HK: Die Grenze zwischen legitimem Vorverständnis und ideologiefälligerem Vorurteil wird damit fließend. Wie kann man mit diesem Problem einigermaßen fertig werden?

Schnackenburg: Zunächst ist darauf zu bestehen, daß die Exegese auch eine provokatorische und innovatorische Funktion innerhalb der Theologie hat. Es kann durchaus sein, daß wir bei der kritischen Befragung des Neuen Testaments zu Erkenntnissen kommen, die in der Gesamtheologie im Lauf der Entwicklung untergegangen sind und eine gewisse Kurskorrektur verlangen. Auf der anderen Seite denke ich, daß katholischen Exegeten manchmal der Blick dafür abgeht, daß auch das katholische Vorverständnis Gründe für sich hat, die wir in das Gespräch mit der evangelischen Exegese und Theologie einbringen sollten. Ein Beispiel: Es wird häufig auf das korinthische Modell einer Gemeinde, die ganz charismatisch ist, verwiesen. Nun wird gesagt, wir müßten heute auch dafür offen sein, solche charismatischen Strukturen zuzulassen. Dabei übersieht man, daß das wahrscheinlich nur eine Ausnahmeerscheinung im Urchristentum war und, wenn nötig, der Apostel Paulus Weisungen geben konnte, wie es ja auch tatsächlich geschehen ist. Die spätere neutestamentliche Entwicklung in der „nachapostolischen“ Zeit weist ein Gefälle auf, das wir theologisch ernst nehmen müssen.

HK: Das wäre also eine Mahnung an die Adresse der Exegeten, weitergehende systematische Fragen nicht für illegitim zu erklären...

Schnackenburg: Eine solche Mahnung hat sicher ihre Berechtigung. Auf der anderen Seite erlebt man allerdings auch, daß exegetische Erkenntnisse manchmal zu vorschnell beiseite geschoben oder abgewürgt werden.

HK: Zum Beispiel?

Schnackenburg: Ich möchte das heiße Eisen des Verbots der Ehescheidung aufgreifen. Wohl fast alle heutigen Exegeten sind davon überzeugt, daß dies bei Jesus nicht im Sinne einer legalistisch juristischen Regelung oder eines absoluten Verbotes gemeint war. Man muß die Entscheidung Jesu sowohl im geschichtlichen Kontext als auch im größeren Rahmen seiner sittlichen Botschaft sehen.

HK: Wie aber sollen dann die Exegeten in einem solchen Fall ihren Standpunkt einbringen, ohne gleichzeitig von der Voraussetzung zu abstrahieren, daß sie in einer Glaubensgemeinschaft mit ihrer Tradition stehen?

Schnackenburg: Es geht gar nicht ohne einen Dialog zwischen den theologischen Disziplinen, namentlich zwischen der Exegese einerseits und der Dogmatik und der Moralthologie andererseits. Wir können auch nicht die übergreifenden Fragen, die sich aus der Selbstreflexion der Kirche in der Tradition und dem geistigen Horizont unserer Zeit ergeben, aus den Augen lassen. Lassen Sie mich das wieder an der Frage Ehescheidung etwas illustrieren: Schon für die Urkirche ergaben sich da gewisse Probleme. Auf der einen Seite wollte sie, wie sich exegetisch nachweisen läßt, das Verbot der Ehescheidung möglichst strikt aufrechterhalten, auf der anderen Seite stieß sie im Leben dann auf Schwierigkeiten. Es gab Fälle, die man einfach nach der Weisung Jesu nicht so klar entscheiden konnte, denken Sie an das berühmte Privilegium Paulinum und die matthäische Unzuchtsklausel. Das alles zeigt, daß die Urkirche die Entscheidung Jesu noch weiter reflektierte. So sind dann auch die verschiedenen Kirchen bzw. Konfessionen in der Anwendung dieser Weisung Jesu zu unterschiedlichen Regelungen gekommen. Sie alle berufen sich auf Jesus und können auch einsichtige Gründe anführen, aber es wird schwerlich möglich sein, auf rein exegetische Weise eine einheitliche Regelung zu finden.

HK: Die Exegese bietet also zunächst für den theologischen Verstehensprozeß Material an, aber sie entscheidet keinesfalls in letzter Instanz?

Schnackenburg: Ich wollte zunächst darauf hinweisen, daß es Anliegen der Exegese gibt, die wir unbedingt anmelden müssen, wenn uns die Erkenntnis aufgeht, daß Entwicklungen in Theologie und Kirche stattgefunden haben, die wohl doch nicht oder nicht voll der ursprünglichen Intention Jesu und dem Verständnis der Urkirche entsprechen. Auf der anderen Seite haben Sie sicher recht, wenn Sie sagen, daß die Exegese nicht in letzter Instanz entscheiden kann. Da muß man zunächst einmal von der Irrtumsfähigkeit und Begrenztheit des einzelnen Exegeten ausgehen. Außerdem kommen die hermeneutischen Voraussetzungen jeweils mit ins Spiel, so daß nach meinem Dafürhalten der Exeget nicht nur den anderen provozierende und innovierende Fragen stellen darf, sondern daß er sich auch von der Kirche und ihrer Tradition her Gegenfragen stellen lassen muß. Hier hat z.B. Karl Lehmann schon vor Jahren wichtige Überlegungen angestellt.

HK: Aber haben wir eigentlich in der katholischen Kirche

schon genügend Gespür dafür, daß es gerade wegen der Begrenztheit der jeweiligen Standpunkte diesen Raum der offenen Diskussion geben muß?

Schnackenburg: Da ist wohl zu unterscheiden: Im Gespräch unter den Theologen scheint mir diese Forderung zu einem großen Teil schon erfüllt zu sein. Es gibt heute theologische Diskussionen, auch interdisziplinärer Art, bei denen der eine den anderen wirklich annimmt und auf ihn hört, um dann seine Gründe und Gegenargumente anzubringen. Schwieriger ist die Frage, wie es mit dem Verhältnis von Theologie und kirchlichem Lehramt steht. Mir scheint Walter Kasper recht zu haben, wenn er in seinem Diskussionsbeitrag zu Josef Blank bemerkt, daß es nach seiner Meinung zum Verhältnis von kirchlichem Lehramt und Theologie gegenwärtig weder theoretisch noch praktisch eine befriedigende Lösung gebe.

„Wir müssen ein gewisses Schuldkenntnis ablegen“

HK: Das Lehramt beruft sich ja in entsprechenden Fällen darauf, daß durch theologische Diskussionen – und hier werden dann die exegetischen oft an erster Stelle genannt – unnötig Unruhe ins gläubige Volk getragen, daß zu viel auf dem offenen Markt diskutiert wird...

Schnackenburg: Ich meine schon, daß wir gerade im Blick auf die Verkündigung, die Praxis der Kirche ein gewisses Schuldkenntnis ablegen müssen, weil unnötige Verunsicherung von den Exegeten ausgegangen ist. Man muß aber auch hinzufügen, daß aufgrund der früheren Volksbildung und Glaubenserziehung noch ein zu fundamentalistisches Verständnis der Bibel und der Exegese verbreitet ist und weiter nachwirkt.

HK: War es nicht auch so, daß in einer ersten Phase der Rezeption der historisch-kritischen Exegese durch weitere Kreise auch von seiten der Exegeten und der Verkündiger sehr oft der Fehler gemacht wurde, zunächst einfach Methoden zu demonstrieren und Ergebnisse vorzustellen, ohne jeweils befriedigend aufzuzeigen, wie solche Einzel-elemente in ein Gesamtverständnis der Schrift hineingehören?

Schnackenburg: Jeder Exeget, der sich auch für die Bildungsarbeit zur Verfügung stellt, wird in dieser Hinsicht seine Erfahrungen haben. Eine davon ist, daß auch hochgebildete Gläubige in einem hohen Maße Schwierigkeiten hatten, neue Vorstellungen von der Bibel zu übernehmen, obwohl wir uns auf die Enzyklika von 1943, die päpstliche Bibelkommission und das Zweite Vatikanische Konzil berufen können. Das lag sicher zum Teil auch an der Art und Weise der Vermittlung.

HK: Besteht hier nicht die Gefahr, daß man die Verbreitung von exegetischen Ergebnissen und Methoden für eine Glaubenskrise und für eine Krise der Beziehung zum Ursprung des Glaubens verantwortlich macht, die weit tiefere Ursachen haben?

Schnackenburg: Das stimmt. Aber um noch einmal auf Ihre vorige Frage zurückzukommen: Vielleicht haben die Exegeten durch ihre Methodik eher die Neigung, neue Erkenntnisse und Hypothesen herauszustellen, und sind sie weniger dazu in der Lage, ihre Ergebnisse nun wieder in das Gesamt der Glaubenswelt hineinzustellen. Auf diesem Feld sind sicher Versäumnisse zu beklagen; aber durch die schon öfters angesprochene Zusammenarbeit mit Dogmatikern und Moralthologen dürfte es möglich sein, solche Schwierigkeiten weiter abzubauen.

HK: Muß nicht gerade die Exegese gegenwärtig vielleicht schon wieder eher – auch wenn sie ihre Fehler und Versäumnisse einsieht – energisch dafür plädieren, daß der historisch-kritische Umgang mit der Schrift seinen unverzichtbaren Platz behält?

Schnackenburg: Heute sind sowohl Exegeten als auch Dogmatiker, ja auch weithin unsere Amtsträger davon überzeugt, daß wir die historisch-kritische Methode nicht aufgeben können. Sie ist unverzichtbar. Sie hat zu klaren Ergebnissen geführt, die wir um der Wahrheit willen nicht leugnen dürfen. Ich glaube, das Unbehagen an der Exegese kommt gegenwärtig mehr von der Bibelbenutzung und Bibellesung in der Kirche her. Viele möchten aus einer erfreulichen Hinneigung und Liebe zur Bibel einen anderen Zugang zur Botschaft der Schrift gewinnen als den einer rationalen Beschäftigung mit den Texten, wie sie durch die Exegese geschieht.

HK: Es taucht ja immer wieder das neue und gleichzeitig alte Stichwort von der „geistlichen“ Schriftauslegung auf. Was kann ein Exeget einer solchen Forderung nach einem geistlichen Umgang mit der Schrift, der auch Konsequenzen für den Stellenwert der Exegese hat, für einen Sinn abgewinnen?

Schnackenburg: Eine geistliche Schriftlesung, die sich unmittelbar, auch ohne genauere Kenntnisse der vorliegenden exegetischen Ergebnisse geistige Nahrung aus der Heiligen Schrift holt, scheint mir nicht nur möglich, sondern auch legitim zu sein. Man kann mehrere Zugänge zur Schrift unterscheiden. Einer ist der theologische, streng an die Methoden gebundene Umgang exegetischer Art, dessen Hauptfunktion doch wohl im Gesamt der Theologie zu suchen ist. Ein anderer Zugang ergibt sich, das sollten wir nicht vergessen, durch Liturgie und Gottesdienst. Was uns geschadet hat, war der falsche Eifer mancher, besonders jüngerer Priester, die auch schwierige Probleme exegetischer Art oder auch angebliche neue Erkenntnisse gleich auf die Kanzel gebracht haben.

„Auch eine gute geistliche Schriftlesung darf nicht einfach an der Exegese vorbeigehen“

HK: Aber ist inzwischen nicht schon wieder das andere Extrem sehr verbreitet, daß man nämlich aus verschiedenen Gründen vor diesem ernsthaften, Distanz und ein ge-

wisses Bewußtsein der Schwierigkeit voraussetzenden Umgang mit der Schrift zurückschreckt?

Schnackenburg: Das ist richtig. Vom Bereich von Liturgie, Gottesdienst, Predigt muß allerdings wieder die private Schriftlesung unterschieden werden, die andere Regeln und innere Gesetze hat. Auch für eine gute geistliche Schriftlesung ist zu wünschen, daß man nicht an der Exegese vorbeigeht, sondern sich damit beschäftigt. Es gibt häufig auch die positive Erfahrung, daß Menschen, die die Bibel lesen und mit ihr umgehen wollen, dann auch zu den Mitteln greifen, die ihnen einen besseren Zugang zu diesen alten Texten ermöglichen. Freilich ist die persönliche Meditation dann etwas, das erst noch darauf aufbaut. Aber man sollte nicht völlig an der Exegese vorbeigehen. Dann besteht nämlich die Gefahr, daß man etwas Falsches oder auch Gefährliches aus der Schrift herausliest. Man braucht nur an den Umgang mit Texten der Bibel in schwärmerischen Kreisen oder in Sekten zu denken.

HK: Hat die Exegese nicht gerade die Aufgabe, angesichts eines starken Verlangens nach Unmittelbarkeit und Direktheit immer wieder daran zu erinnern, daß das Wort Gottes nur in der konkreten geschichtlichen Vermittlung des Ursprungs zu haben ist und daß es sich deswegen auch lohnt, die Anstrengung geschichtlichen Begreifens auf sich zu nehmen?

Schnackenburg: Eine wichtige Aufgabe unserer Erwachsenenbildung ist es, diese Erkenntnis zu fördern. Es ist ja für die Glaubenserziehung unerlässlich, daß wir die Herablassung, die Inkarnation des inkarnierten Wortes im Wort der Schrift, wie Origenes sagt, erkennen, die ganze Menschlichkeit, Geschichtlichkeit und Begrenztheit des Wortes in der Schrift in den Blick nehmen und das auch für unseren Glauben bedenken. Das bedeutet nämlich, daß wir aus einer falschen Sicherheit herauskommen und uns nicht wundern, daß es für den Glauben immer neue Probleme gibt, die man nicht schlechthin, weder durch autoritären Spruch noch durch rationales Nachdenken, lösen kann. Dadurch bekommt der ganze Glaube eine andere innere Struktur und wird sich seiner selbst deutlicher als eines Weges zwischen Licht und Dunkel bewußt.

HK: Aber besteht nicht von der Exegese aus doch die Gefahr, daß sie schon durch ihre methodische Spezialisierung und ihre Begrifflichkeit von der Glaubensgemeinschaft abdriftet.

Schnackenburg: Vielleicht sollte man hier einmal auf die laufenden exegetischen Arbeiten hinweisen. Es gibt nicht nur sehr spezialisierte Untersuchungen, sondern auch zahlreiche Arbeiten, die die exegetischen Erkenntnisse in das theologische Gespräch einbauen und ihre Bedeutung für das Leben der Kirche klarmachen wollen. Als Beispiel nenne ich die Arbeit von Heinz Schürmann „Jesu ureigener Tod“ (1975) oder die Quaestio disputata von Rudolf Pesch über „Abendmahl und Jesu Todesverständnis“ (1978). Auch auf mein eigenes Werk „Maßstab des Glaubens. Fragen heutiger Christen im Licht des Neuen

Testaments“ (Herder 1978) darf ich hinweisen. Natürlich wird der Prozeß der exegetischen Forschung mit seinen wechselnden Hypothesen weitergehen. Dennoch gibt es in vielen Fragen einen innerexegetischen Konsens, der fruchtbringend in die Gesamttheologie und das kirchliche Leben eingebracht werden kann.

HK: Die gegenwärtige Entwicklung ist also stärker auf den Konsens ausgerichtet als auf das Durchspielen von immer neuen Hypothesen...

Schnackenburg: Auch auf exegetischer Seite sind wir im allgemeinen etwas bescheidener geworden. Wir kennen durchaus die Grenzen unserer Arbeitsweise und wissen uns stärker der Glaubensgemeinschaft verpflichtet, in der wir selbst stehen und unsere Aufgaben erfüllen. Es wird in Zukunft viel davon abhängen, wie es uns gelingt, die guten und fruchtbaren Ansätze exegetischer Arbeit auch in weitere Kreise hineinzubringen.

„Es ist nicht leicht, die Mitte der Schrift zu greifen“

HK: Wenn wir vom Konsens sprechen, dann stellt sich ja auch die Frage nach der biblischen Theologie, nach einer Theologie des Neuen Testaments, die ja dem Brückenschlag nicht nur zwischen der differenzierten Exegese und anderen theologischen Disziplinen, sondern auch zwischen der wissenschaftlich orientierten Exegese und der Verkündigung der Kirche dienen könnte...

Schnackenburg: Die sogenannte biblische oder näherhin neutestamentliche Theologie war geradezu das Wunschziel unserer Arbeit in den fünfziger Jahren, als so etwas wie ein biblischer Frühling aufbrach. Aber dann ist uns doch klargeworden, wie schwierig eine biblische Theologie zu entwerfen ist. In der Exegese hat man erkannt, nicht zuletzt durch Anstöße von evangelischer Seite, daß wir gar nicht von einer einheitlichen neutestamentlichen Theologie reden können, daß es vielmehr verschiedene theologische Entwürfe gibt, sowohl in der Christologie wie in der Soteriologie, Ekklesiologie und Eschatologie. Damit wurde die neutestamentliche Theologie als solche zum Problem. Inzwischen ist, wie auch auf anderen Gebieten, wieder eine gewisse Rückbewegung festzustellen. Aufgrund hermeneutischer Überlegungen erkennen wir, daß es bei aller Verschiedenheit einzelner Theologien, wie der paulinischen und johanneischen, doch etwas Gemeinsames gibt, das sich durchhält. Man spricht von der Mitte der Schrift. Es ist nicht leicht, diese Mitte zu greifen und das dann auch wieder gegen systematische theologische Entwürfe abzugrenzen. Aber wir sind auch da in einem Lernprozeß, ähnlich wie bei der Frage nach dem historischen Jesus. Da herrschte lange Zeit die Überzeugung vor, daß wir über den historischen Jesus kaum noch etwas Sicheres sagen können, bis neue Überlegungen und verfeinerte Methoden einen Wandel herbeiführten. Ähnlich verhält es sich gegenwärtig auf dem Feld der neutestamentlichen Theologie.

HK: Wenn die Wellenbewegung offensichtlich wieder stärker nach der Seite der Einheit der biblischen Theologie ausschlägt, wie ist es dann zu erklären, daß an den Theologischen Fakultäten das Interesse an der neutestamentlichen Exegese – wenn man verschiedenen Beobachtungen glauben kann – eher zurückgeht?

Schnackenburg: Es sind schwer zu kontrollierende Bewegungen, die sich innerhalb unserer jungen Generation vollziehen. Ganz sicher gab es eine Zeit vor und nach dem Konzil, in der die Exegese als theologische Disziplin stärkeren Anklang fand. Wir haben übrigens auch einen erstaunlichen wissenschaftlichen Nachwuchs. Man muß das schwankende Interesse wohl auch im Zusammenhang mit der ganzen geistigen Bewegung des letzten Jahrzehnts sehen. Als sich Ende der sechziger Jahre das Interesse zum politischen Engagement verlagerte, war natürlich anderes gefragt als die distanzierte historische Arbeit an alten Texten. Heute ist eine starke Rückbewegung zur Selbstbesinnung auf den Sinn des Lebens und zur Meditation zu erkennen, und ich frage mich manchmal, ob die Exegese es versteht, die Bibel dafür genügend aufzuschließen. Man empfindet die schwierigen exegetischen Methoden als Barriere gegenüber einem unmittelbaren Umgang mit der Schrift. Hinzu kommt, daß Meditationsmethoden angeboten werden, die nicht unbedingt auf die Schrift angewiesen sind. Aber ich bin davon überzeugt, daß bei allen diesen Bewegungen das Neue Testament (ebenso aber auch das Alte Testament) eine hervorragende Rolle zu spielen berufen ist. Ich beobachte zum Beispiel, daß heute Paulus mit seiner Theologie und mit seinem persönlichen Engagement eine starke Anziehung ausübt.

HK: Dann wäre es also eine Aufgabe der Exegese, solche zunächst auch von der Schrift inspirierten Strömungen nicht von vornherein als unwissenschaftlich abzutun, sondern zunächst ernsthaft aufzunehmen, aber gleichzeitig darauf hinzuweisen, daß sie nicht ohne den genauen kritischen Umgang mit der Schrift auskommen,

Schnackenburg: Wir müssen uns wirklich darum bemühen, die junge Generation ernsthaft an die Schrift heranzuführen, und dabei ihre eigenen Anliegen aufnehmen, und zwar nicht bloß aus einem äußeren Interesse, sondern aus der inneren Verpflichtung, die uns das Neue Testament von seinem eigenen Ansatz her auferlegt. Man darf sagen, daß dort, wo die Fragen der Exegese in den theologischen Gesamtbereich und in den Gegenwartshorizont hineingestellt werden, das Interesse erheblich zunimmt. Man kann sogar sehen, daß dann Studenten um der Wichtigkeit der Sache willen auch die Schwierigkeiten des methodischen Zugangs zum Neuen Testament in Kauf nehmen.

HK: Es dürfte schon deshalb unverzichtbar sein, daß die Exegese bei aller Bescheidenheit den ihr zukommenden Platz behält, weil sie ja für das ökumenische Gespräch Schrittmacherdienste geleistet hat. Wo gibt es Punkte, an denen gerade die Exegese unbeschadet der verschiedenen Verstehenshorizonte das Gespräch zwischen den Kirchen weiterbringen kann?

Schnackenburg: In den wirklich bedeutsamen und folgenreichen Fragen sind wir zwar noch nicht am Ende des Gesprächs, besonders, was die Ämterfrage und die Eucharistiegemeinschaft anbelangt. Aber es ist doch ein ermutigendes Zeichen, daß man zum Beispiel in der offiziellen Kommission zwischen der katholischen Kirche und der Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands nachträglich noch Exegeten herangezogen hat, um die Frage der Kirchengemeinschaft vom Neuen Testament her zu klären.

„Die Ursprungsgestalt des Glaubens muß in den heutigen Horizont wirkmächtig eingebracht werden“

HK: Welche Erfahrungen machen dann die Exegeten in solchen Kommissionen?

Schnackenburg: In vielen ökumenischen Arbeitskreisen haben sich zunächst die Exegeten auf einer gemeinsamen Linie gefunden, bis dann die Systematiker durch ihre diffizilen Überlegungen die schon gewonnene Einheit wieder in Frage stellten. Die Exegeten müssen also klar sehen, wo die Chancen und eben gleichzeitig die Schwierigkeiten ihrer Position im ökumenischen Gespräch liegen. Sie können sicher den Brückenschlag nicht allein durchführen, müssen es aber dennoch als ihre ureigene Aufgabe betrachten, im Gespräch der Kirchen miteinander durch Kooperation und gemeinsame Bemühung den Weg in die Zukunft gehen zu helfen.

HK: Die ökumenischen Probleme machen nochmals deutlich, wie unerlässlich für den Exegeten der Blick über

die Grenzen der eigenen Disziplin ist, gerade wenn er seine Ergebnisse und Anstöße wirklich einbringen will...

Schnackenburg: Das gilt auch für die heute brennenden Fragen nach der Verwirklichung des Christlichen. Ich meine, es ist eine Aufgabe für die Exegese, sich hier stärker zu engagieren. Ihre wissenschaftliche Hauptaufgabe wird natürlich weiter die Erhellung der Ursprünge des Christentums und der Anfänge der Theologie bleiben, die niemals mißachtet werden dürfen. Auf der anderen Seite müßte aber der Exeget immer auch so weit Theologe und soweit auch pastoral engagiert sein, daß er sich fragt, wie die Ursprünge der Kirche, die Ursprungsgestalt des Glaubens und der Theologie auch in den heutigen Horizont wirkungsmächtig eingebracht werden können.

HK: Im Stichwort Ursprung steckt ja wohl beides: die geschichtliche Einmaligkeit wie der auf Aktualisierung drängende Überschuß...

Schnackenburg: Dazu möchte ich Heinz Schürmann zitieren, der im Vorwort zu seiner Aufsatzsammlung „Ursprung und Gestalt“ (Düsseldorf 1970) schreibt: „Es geht um den ‚Ursprung‘ – in Werk und Wort Jesu einerseits, in Leben und Verkündigung der apostolischen Kirche andererseits –, weil dieser Ursprung ‚Gestalt‘ in sich hat, die Maßgestalt bleiben muß. Für das christliche Leben wie für das Lehren wird die Ursprungsgestalt immerdar maßgeblich bleiben; ist beides doch nur dann richtig strukturiert, wenn es seinem Ursprung verbunden ist.“ Das schließt eine Öffnung für die Gegenwartsprobleme, eine „Übersetzung“, Transformation und Adaption für die gegenwärtige Situation nicht aus, fordert sie vielmehr, wenn wir das Verhalten der Urkirche gegenüber dem Wort und Werk Jesu zu ihrer Zeit genügend bedenken.

Dokumentation

Krieg, Spaltung und Zerstörung verhindern

Ansprache Papst Johannes Pauls II. vor den Vereinten Nationen

Höhepunkt der dritten großen „Auslandsreise“ Johannes Pauls II. noch im ersten Jahr seines Pontifikats war die Rede des Papstes am 2. Oktober vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen. Es war keine Premiere, schon vor 14 Jahren während der Endphase des Konzils hatte sein Vorgänger Paul VI. ebenfalls vor der UNO-Vollversammlung gesprochen (vgl. den Wortlaut in: HK, November 1965, S. 648–653). Die Rede wurde schriftlich an die Delegierten verteilt. Der Papst trug eine gekürzte Fassung vor. Hier folgt der ungekürzte Wortlaut. Zum Auftritt des Papstes vor der UNO-Vollversammlung vgl. auch ds. Heft S. 542ff.

Herr Präsident!

1. Dieser hohen Vollversammlung der Vereinten Nationen, bei der ich heute teilnehmen und das Wort ergreifen kann, möchte ich meinen Dank bekunden. Meine Anerkennung richtet sich an erster Stelle an den Generalsekretär der UNO, Herrn Dr. Kurt Waldheim, der mich schon im Herbst letzten Jahres – kurz nach meiner Wahl zum Nachfolger des hl. Petrus – zu diesem Besuch eingeladen und diese Einladung dann im vergangenen Mai bei unserer Begegnung in Rom erneuert hat. Von Anfang an sah ich dies als eine große Ehre an, der ich mich tief verpflichtet wußte.